

PABLO DOMINGUEZ ANDERSEN

## Mischen wir uns ein!

**Selbstdarstellung ist kein Zwang – sondern eine Chance, mit kritischer Forschung in die öffentliche Debatte einzugreifen. Wir sollten sie nutzen.**

85

Der Selbstdarsteller ist eine unbeliebte Figur: ein aufgeblasener Wichtigtuer, der zu allem eine Meinung, aber von nichts eine Ahnung hat. Als Meister des Stammtischs und des Smalltalks hört er sich gerne reden, ist dabei aber ein lausiger Zuhörer und noch schlechterer Denker. Oberflächlich und vorlaut, kennt er keine Selbstzweifel und hat gerade deshalb Erfolg. Durchschaut wird der Selbstdarsteller dennoch von den wenigsten. Denn als gekonnter Schauspieler versteht er es, sich zu inszenieren. Er ist ein Blender, der um seine Wirkung weiß und sie gekonnt einsetzt, um von seinem fehlenden Sachverstand abzulenken.

Damit erscheint der Selbstdarsteller als das genaue Gegenteil des ernsthaften Wissenschaftlers, der die leicht schummrige Einsamkeit der Bibliothek dem grellen Rampenlicht der großen Bühne vorzieht. Um kritische Erkenntnis bemüht, konzentriert sich der Wissenschaftler ganz auf den Inhalt und vernachlässigt dabei nicht selten die Form. Denn so leicht es ihm fällt, komplexe Zusammenhänge analytisch zu durchdringen, so schwer hat er es, sich einem breiten Publikum verständlich zu machen.

Auch wenn beide Figuren natürlich Karikaturen sind: Unsere neoliberale Gegenwart, die unternehmerisches Handeln predigt und Nutzenmaximierung zu einem neuen kategorischen Imperativ erhebt, scheint dem Selbstdarsteller besonders günstig gewogen. Denn ob öffentliche Diskussion, Sachbuchbestsellerliste oder soziales Netzwerk – auf dem sprichwörtlichen Markt der Meinungen setzt sich bekanntlich nicht zwingend das fundierte oder bessere Argument durch, sondern oft genug die entweder besonders eloquent oder einfach nur besonders laut und beständig vorgebrachte Meinung.

Dem leisen, genauen Nachdenken, das Problemen analytisch auf den Grund geht, bevor es sich äußert, scheint diese Form öffentlicher Diskussion grundsätzlich feindlich gesinnt. Der einfallsreiche Selbstdarsteller bewegt sich in ihr dagegen wie ein Fisch im Wasser – und erzielt ganz im Sinne wirtschaftlicher Effizienz die größtmögliche Wirkung unter dem kleinstmöglichen Einsatz von Ressourcen.

Insofern ist für Historikerinnen und Historiker heute die Versuchung groß, die öffentliche Diskussion insgesamt zu meiden und sich auf vertrautes Terrain zurückzuziehen. Im wissenschaftlichen Diskurs universitärer Konferenzen, Monografien und Fachzeitschriften werden unsere Argumente gehört und verstanden – zwar nicht von vielen, aber vielleicht wenigstens von den Richtigen. Die zu erwartenden Reaktionen können dabei durchaus kritisch ausfallen, bewegen sich inhaltlich wie formell aber in den gewohnten Bahnen wissenschaftlicher Konvention. Während Menschen in sozialen Netzwerken ihrem Hass und ihren Resentiments freien Lauf lassen, bleibt der geschichtswissenschaftliche Diskurs weitgehend in sich abgeschlossen und damit oft merkwürdig unbehelligt von einer Welt, die aus den Fugen gerät. Nicht nur deswegen beschränken sich viele von uns auf diese Form der spezialisierten Debatte unter Eingeweihten.

In Anbetracht dessen, was heute gesellschaftspolitisch auf dem Spiel steht, erscheinen Resignation oder Rückzug aber kaum als geeignete Strategien. Wir leben in Zeiten zunehmender gesellschaftlicher Polarisierung. Während Europa vor unseren Augen zerfällt, befinden sich nationalistische, rassistische, antifeministische und autoritäre Bewegungen allerorten auf dem Vormarsch. Weltweit sind 60 Millionen Menschen auf der Flucht vor Armut, Verelendung, Krieg, Diskriminierung und Unterdrückung – mehr als jemals zuvor. Während auch in den westlichen Metropolen die Zahl der Abgehängten und Ausgegrenzten anwächst, nimmt der Reichtum einiger weniger unvorstellbare Ausmaße an. Die Bedeutung von Bindungen und institutionellen Zugehörigkeiten in Vereinen, Parteien, Betrieben, Gewerkschaften, Verbänden und selbstorganisierten Kollektiven schwindet, während Vereinzelung und Vereinsamung unaufhaltsam voranschreiten. Das Resultat sind ein gesellschaftliches Klima und eine öffentliche Debatte, die von Angst, Misstrauen und zunehmendem Hass geprägt sind.

Als Historikerinnen und Historiker haben wir Fundamentales zu diesen Phänomenen und Prozessen zu sagen. Wir wissen um die Bedeutung der europäischen Einigung für Frieden und Stabilität nach 1945 ebenso wie um die Schattenseiten der europäischen Aufklärung und des Kolonialismus. Wir kennen die Geschichten vom Aufstieg autoritärer und antimoderner Bewegungen und des Widerstands demokratischer, liberaler und antifaschistischer Kräfte. Wir haben die Vorgeschichte der heutigen Globalisierung ins 19. Jahrhundert und weiter zurück erforscht und Migration als historischen Normalfall statt als spätkapitalistischen Ausnahmezustand analysiert.

Historisches Denken kann insofern heute einen spezifischen Beitrag zu einer allzu oft kurzfristigen Debattenkultur leisten. Wir können überraschende Kontinuitäten aufdecken und Brüche ausmachen, die gegenwärtige Entwicklungen in einem anderen Licht erscheinen lassen. Phänomene, Argumente und Figuren, die ihre öffentliche Wirkung heute auch aus ihrer scheinbaren Neuartigkeit beziehen, können wir als historisch bekannte Muster entlarven und so entkräften. Durch unseren historischen Blick können wir scheinbare Gewissheiten ihrer Normalität entkleiden und hinterfragen, während wir überraschende Alternativen zum Bestehenden aufzeigen. Ob das, wie David Armitage und Jo Guldi vor kurzem vorgeschlagen haben,<sup>1</sup> durch eine Rückkehr zur *longue durée* passiert, oder ob wir eher mit zeitgeschichtlichen oder mikrohistorischen Perspektiven in die öffentliche Debatte eingreifen, ist dabei nicht die entscheidende Frage. Wichtig ist, dass wir als Geschichtsschreibende unsere Verantwortung für Gegenwart und Zukunft ernst nehmen.

So schwierig es heute scheinen mag, fundamental kritischen Perspektiven öffentlich Gehör zu verschaffen – gerade angesichts der zunehmenden Polarisierung der gesellschaftlichen Debatte braucht es heute mehr denn je die klugen und kritischen Eingriffe von Historikerinnen und Historikern. Damit Geschichte diese Funktion wahrnehmen kann, sind wir aber aufgerufen, aus der bequemen Welt universitärer und wissenschaftlicher Diskurse und Institutionen auszubrechen. Nicht, um uns in permanenter Selbstvermarktung selbst zu verleugnen oder unsere Forschung in vauseilendem Gehorsam an Prinzipien ökonomischer Verwertbarkeit auszurichten, sondern um unserer kritischen, auf gesellschaftliche Veränderung zielenden Arbeit die Bedeutung zu erkämpfen, die ihr zusteht. Die Selbstdarstellung, die dazu nötig ist, mag mühsam und unbequem sein – es gibt zu ihr aber heute schlicht keine Alternative.

1 Jo Guldi/David Armitage, *The History Manifesto*, Cambridge 2014.

## Geschichtsschreibung als Selbstdarstellung

Die Notwendigkeit wissenschaftlicher Selbstdarstellung ist beileibe kein neues Phänomen. Ohne ein gewisses Mindestmaß an Selbstdarstellung gibt es keine Geschichtswissenschaft – ist die Tätigkeit des Schreibens doch der Geschichtsschreibung als Disziplin schon begrifflich immanent. So unterschiedlich die Forschungen der zahlreichen Schulen, Sub- und Bindestrichdisziplinen seit der Professionalisierung der akademischen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert auch ausgesehen haben mögen – die schriftliche oder mündliche Form der Darstellung ihrer Gedanken ist ihnen gemeinsam.

Historikerinnen und Historiker schreiben Texte. Als Geschichtsschreibende ist die Darstellung ihrer Analysen und Erkenntnisse somit konstitutiver Teil ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit. Insofern Geschichtsschreibung über die reine Kontemplation des Vergangenen hinausgeht, hält auch das Bild des zurückgezogenen Gelehrten einer genauen Prüfung nicht stand. Schließlich bräuchte dieser einsame Gelehrte seine im Archiv gewonnene Geschichte gar nicht erst aufschreiben, wäre er tatsächlich so selbstgenügsam und um reine Erkenntnis bemüht. Wie wir wissen, ist die Vergangenheit ein hyperkomplexes Gebilde ohne Struktur, Sinn und Ordnung. Erst dadurch, dass sie analysiert und in eine narrative Form gegossen wird, wird sie zur Geschichte. Insofern ist Geschichtsschreibung immer notwendig auch ein kommunikativer Akt zwischen mehreren Parteien.<sup>2</sup>

Dass die Geschichtswissenschaft ein Publikum hat und braucht, ist insofern weitgehend unstrittig. Die Forderung, neben dem Fachpublikum auch eine breite Öffentlichkeit anzusprechen, ist dabei so alt wie die akademische Geschichtswissenschaft selbst. Seit die Geschichtsschreibung sich zu einem Spezialdiskurs wandelte, mangelt es nicht an Absichtserklärungen, auch ein Laienpublikum anzusprechen zu wollen. So verstand schon der preußische Hofhistoriograf Heinrich von Treitschke die von ihm herausgegebene *Historische Zeitschrift* als Vehikel, um »Fachgenossen und Laien« im »ernsten wissenschaftlichen und vaterländischen Geiste« anzusprechen.<sup>3</sup> Marc Bloch wiederum sah es in seinem zum Klassiker avancierten Einführungstext zum Beruf des Historikers als eine Aufgabe der Zunft an, sich durch größtmögliche Schlichtheit im Ausdruck gleichermaßen einem Schuljungen wie einem Gelehrten verständlich zu machen.<sup>4</sup> Die feministische Historikerin und Aktivistin Natalie Zemon Davis schließlich beschrieb Geschichtsschreibung als einen Dialog, der möglichst über die Grenzen der akademischen Disziplin hinaus geführt werden sollte.<sup>5</sup>

Woher stammt dieser Wunsch, über das Fach hinaus zu wirken? Die Geschichtswissenschaft hat ihre Selbstlegitimation als auf die Erforschung der Vergangenheit fokussierte Disziplin immer wieder im Verhältnis zur Gegenwart gesucht. Ob in der eher staatstragenden Absicht des Historismus oder mit dem herrschaftskritischen Gestus der *new social history*: Historikerinnen und Historiker haben ihr Tun immer in einen Bezug zu gegenwärtigen Problemen gesetzt und explizit oder implizit für sich in Anspruch genommen, einen Beitrag zur

2 Vgl. Ludmilla Jordanova, *History in Practice*, London 2006, S. 1.

3 Heinrich von Treitschke, Vorbemerkung, in: *Historische Zeitschrift* 79 (1896), S. 1–5. Zit. nach Dieter Langewiesche, *Die Geschichtsschreibung und ihr Publikum. Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Geschichtsmarkt*, in: ders., *Zeitwende. Geschichtsdanken heute*, Göttingen 2008, S. 85–102, hier S. 87.

4 Marc Bloch, *Apologie der Geschichtswissenschaft, oder: Der Beruf des Historikers*, Stuttgart 2008, S. 5.

5 Natalie Zemon Davis, *History's Two Bodies*, in: *American Historical Review* 93 (1988) 1, S. 1–30.

Beantwortung aktueller gesellschaftlicher oder politischer Fragen leisten zu können. Das hat damals wie heute nicht bedeutet, die Geschichtswissenschaft auf die ausschließliche Produktion anwendungsfähigen oder wirtschaftlich verwertbaren Wissens zu verpflichten. Die Geschichtsschreibung ging aber immer schon über die reine Kontemplation vergangener Gesellschaft um ihrer selbst willen hinaus.

Dennoch reicht auch die Kritik an einer sich an die öffentliche Meinung anbietenden und deswegen unwissenschaftlichen Geschichte bis in die Anfänge der Disziplin zurück. Die akademische Geschichtswissenschaft stand schon im 19. Jahrhundert in Konkurrenz zu einer beim Publikum äußerst erfolgreichen außeruniversitären Geschichtsschreibung und -vermittlung, welche die Paradigmen und Methoden des professionellen Historismus in Frage stellte. Diese populäre Geschichtsschreibung trug nicht selten innovative und kritische Perspektiven an die Wissenschaft heran, indem sie sozial- oder kulturgeschichtliche Themen und globalgeschichtliche Perspektiven verfolgte und so mit der Nations- und Staatsfixiertheit des Historismus brach. Den Gralshütern des Historismus galt diese Geschichtsschreibung in der Regel als dilettantisch, jedenfalls nicht als wissenschaftlich.<sup>6</sup>

Nicht nur in dieser Hinsicht sollten wir als Historikerinnen und Historiker skeptisch sein angesichts der Vorstellung, die steigende Notwendigkeit von Selbstdarstellung sei ein besonderes Kennzeichen postfordistischer, neoliberaler Zeiten. Die Kritik an einem angeblich zunehmend oberflächlichen Zeitgeist, dem der Schein wichtiger sei als das Sein und in dem der Selbstdarsteller triumphiere, ist schließlich auch eine genuin anti-moderne Diskursfigur mit einer spezifisch deutschen Geschichte. Sie findet sich in Richard Wagners Diktum, nach dem Deutschsein bedeute, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun ebenso wie in den wüsten antiamerikanischen Angriffen der deutschen Intelligenz der 1920er Jahre gegen alles Oberflächliche und Künstliche. Dieser deutschen Innerlichkeit attestierte schon Theodor W. Adorno, dass sie zwar der Ausbreitung des Warencharakters ein Stück weit Widerstand leiste, an dessen Stelle aber Obrigkeitshörigkeit, Rücksichtslosigkeit und einen »Drang zu unendlicher Herrschaft« setze.<sup>7</sup>

## Ökonomisierung der Universität und politisches Engagement

Anders als ein angeblich neuartiger Zwang zur Selbstdarstellung ist die Unterwerfung wissenschaftlicher Forschung und Lehre unter ökonomische Prinzipien heute ein reales und sich verschärfendes Problem für die Geschichtswissenschaft. Die zunehmende Notwendigkeit der Quantifizierung von Forschungsergebnissen, der Imperativ, möglichst schnell möglichst viel in bestimmten Zeitschriften mit möglichst hohem Impact zu publizieren, das Überwiegen schlecht bezahlter Kurzzeitverträge, der Zwang zu Mobilität und Flexibilität, die zunehmende Ausbeutung und Prekarisierung wissenschaftlichen Personals: All das sind Faktoren, unter denen kritische, gesellschaftlich relevante Forschung zunehmend schwieriger wird und denen es sich entgegensetzen gilt.

Diese ökonomischen Zwänge innerhalb der Universität sind aber etwas anderes als der Anspruch und Versuch, die eigene Forschung so zu präsentieren, dass sie über die wissenschaftliche Community hinaus verstanden wird. Kritisches Denken ist mitnichten davon

6 Vgl. Martin Nissen, *Populäre Geschichtsschreibung. Historiker, Verleger und die deutsche Öffentlichkeit, 1848–1900*, Köln 2009.

7 Theodor W. Adorno, *Auf die Frage: Was ist deutsch?*, in: ders., *Stichworte. Kritische Modelle 2*, Frankfurt a. M. 1969, S. 102–112, hier S. 107.

bedroht, dass wir mit unseren historischen Erkenntnissen in zugänglicher Form in der Öffentlichkeit Stellung beziehen. Ob ein Denken als kritisch einzustufen ist oder nicht, hängt schließlich nicht davon ab, ob es von der breiten Masse oder nur einem Kreis Eingeweihter zur Kenntnis genommen wird, ob es sich in Form einer schwer verständlichen, mehrbändigen Monografie oder einem schlichten Twitter-Post äußert. Kritische Geschichte bestimmt sich vielmehr in ihrem Verhältnis zum Bestehenden, in das sie ein Moment produktiver Verunsicherung einführt, indem sie die Gegenwart mit ihrer eigenen Historizität konfrontiert und so von ihr selbst entfremdet.<sup>8</sup>

Die Ökonomisierung der Universität erschwert gerade öffentliches Engagement und politische Kritik, insofern sie bestimmte Veröffentlichungsformen und Themen privilegiert und andere für wertlos erklärt. Stehen wir beispielsweise als Geschichtsschreibende vor der Entscheidung, in einer angesehenen, aber nur von Eingeweihten gelesenen Zeitschrift zu publizieren oder zu einem aktuellen Thema in einem vielgelesenen Magazin Stellung zu beziehen, tun wir aus Karrieregründen mit Sicherheit gut daran, uns für Ersteres zu entscheiden. In der Regel beeinflusst diese Entscheidung nicht nur die Größe des Publikums, das Thema und die Fragestellung, sondern nötigt uns auch zur Verwendung eines wissenschaftlichen Jargons, der unsere Erkenntnisse schwer verständlich macht. Universitärer Konkurrenzkampf und Leistungsdruck führen insofern gerade nicht dazu, dass wir uns mit kritischen Themen auch außerhalb der Wissenschaft positionieren, sondern zwingen uns dazu, uns den Spielregeln des Betriebs und des Diskurses zu unterwerfen.

## Neue Medien und neue Möglichkeiten der Einflussnahme

Damit kritische Perspektiven gehört werden, müssen wir lernen, sie so zu formulieren, dass Menschen außerhalb der Wissenschaft sie verstehen. Verständlich zu schreiben, heißt dabei gerade nicht, Theorie eine Absage zu erteilen, komplexe Sachverhalte auf banale Formeln zu reduzieren oder einfache Lösungen für komplexe Fragen und Probleme zu präsentieren. Aber es bedeutet, auf wissenschaftlichen Jargon dort zu verzichten, wo er nur der Selbstvergewisserung unserer eigenen Autorität als Wissenschaftler dient. Eingreifende Geschichtsschreibung bedeutet auch, dass wir unsere Ausdrucksmöglichkeiten erweitern müssen, je nachdem, zu welchem Publikum wir sprechen wollen. In einer Fachpublikation können wir Begriffe als bekannt voraussetzen, die wir anderswo erst erklären müssen. Das bedeutet Arbeit: Komplexe Zusammenhänge konkret, klar und anschaulich zu beschreiben ist schwerer, als sich hinter abstrakten Konzepten zu verstecken. Insofern täten wir gut daran, uns journalistische Tugenden zu eigen zu machen.

Unsere Möglichkeiten, medial Einfluss zu nehmen, sind dabei heute in mehrfacher Hinsicht besser denn je. Durch digitale Technologien hat sich der öffentliche Diskurs in den letzten Jahren in rasendem Tempo grundlegend gewandelt. Das kann man beklagen – oder als Chance verstehen. Das Internet und vor allem die sozialen Medien gelten nicht nur innerhalb der Wissenschaft vielen nach wie vor als Spielwiese unverbesserlicher Selbstdarsteller. Dabei sind digitale Medien heute prädestiniert dafür, mit kritischer Forschung eine breitere Öffentlichkeit zu erreichen. Dank des Internets sind wir als Historikerinnen und Historiker nicht länger auf die Vermittlung durch klassische Multiplikatoren wie Print, Fernsehen oder

8 Vgl. Achim Landwehr, Die Kunst, sich nicht allzu sicher zu sein. Möglichkeiten kritischer Geschichtsschreibung, in: WerkstattGeschichte 61 (2012) 2, S. 7–14, und Jürgen Martschukat, Eine kritische Geschichte der Gegenwart, in: ebd., S. 15–27.

Radio angewiesen, um unsere Analysen mit der Welt zu teilen und zu diskutieren. Stattdessen stehen uns mit Blogs, Websites, Online-Magazinen, Podcasts, Videoplattformen, Apps und sozialen Netzwerken unzählige Formate und Kanäle bereit, um unsere kritischen Erkenntnisse direkt so zu verbreiten, wie wir es für richtig halten.

Solche digitalen Medien sind nicht nur schnell und relativ unkompliziert in der Bedienung, sie erreichen auch ein potenziell größeres Publikum. Nicht nur das: Die oft vorgebrachte Klage, nach der die Medien wissenschaftliche Erkenntnisse bis zur Unkenntlichkeit vereinfachen und dadurch kompromittieren, erübrigt sich, sobald wir selbst entscheiden können, wie ausführlich und in welcher Form wir unsere Analysen darstellen wollen. Auch wenn sich gerade auf kommerziellen Plattformen neu zu diskutierende Fragen nach kommerzieller Verwertbarkeit von Wissen und geistigem Eigentum stellen – sich neuen Medien aufgrund solcher Probleme ganz zu verweigern, bedeutet eine vertane Chance.

Solche neuen Formate verlangen von uns, dass wir lernen, unsere Inhalte mediengerecht zu vermitteln. Menschen lesen einen Online-Beitrag auf ihrem Smartphone in der U-Bahn anders als ein gedrucktes Buch in der Ruhe der Bibliothek. Der kürzeren Aufmerksamkeitsspanne können wir dadurch begegnen, dass wir Komplexität oder Textlänge reduzieren oder die Kernthese eines Textes vorab prägnant zusammenfassen. Solche Eingriffe vorzunehmen, ohne den Inhalt zu entstellen, mag als heikles Unterfangen erscheinen. Es unterscheidet sich aber im Kern nicht von Anpassungen, die wir vornehmen, wenn wir unsere Erkenntnisse für eine Monografie, einen Zeitschriftenaufsatz oder einen Vortrag aufbereiten. Zielpublikum und medialen Kontext bei der Vermittlung von Geschichte mit zu reflektieren, sollte zum Handwerkszeug von Geschichtsschreibern gehören.

### Erfolgreiche Beispiele eingreifender Wissenschaft

Ein gutes Beispiel für die eingreifende Vermittlung kritischer Geschichte ist der von Svenja Goltermann, Gesine Krüger, Philipp Sarasin, Sylvia Sasse und Sandro Zanetti initiierte Züricher Blog *Geschichte der Gegenwart*. Der vom foucaultschen Diktum inspirierte Titel gibt zusammen mit dem Untertitel »Beiträge zur öffentlichen Debatte« das Ziel des Blogs vor: Hier werden kritische, historische Eingriffe in gegenwärtige Debatten einem breiten Publikum zur Verfügung und zur Diskussion gestellt. Das *mission statement* des Blogs beschreibt das Unternehmen dabei ausdrücklich als »politisch unabhängig, angriffslustig, nicht neutral, machtkritisch«, also ganz im Sinne Foucaults einer engagierten Wissenschaft, die sich nicht scheut, Partei zu ergreifen.

Die Themen reichen von Präimplantationsdiagnostik oder Erinnerungskultur über aktuelle Wahlen und den Status der Universität bis hin zu Migration, Rassismus und Identitätspolitik. Die besten Beiträge des Blogs greifen aktuelle Themen der tagespolitischen Diskussion auf und erweitern den öffentlichen Diskurs um kritisch-historische Perspektiven. In der Rubrik Reizwörter werden neu aufkommende und aktuelle Schlagwörter der öffentlichen Debatte von der Wurzel bis zur Integration in einer Art historischer Begriffskunde seziiert und kontextualisiert. Einer der ersten Beiträge übt, basierend auf einer Begriffsgeschichte des Elfenbeinturms, Kritik an verbreiteten Vorstellungen einer weltfremden Wissenschaft.

Das Format des Blogs oder der Website ist aus mehreren Gründen für ein solches Unterfangen prädestiniert. Zum einen, weil es erlaubt, Inhalte schnell und tagesaktuell zu publizieren. In einer historischen Zeitschrift oder einem Band auf diese Art in aktuelle Diskurse einzugreifen, ist aufgrund des meist langwierigen Publikationsprozesses schwer möglich. Viele von uns, die zu Themen mit aktuellem Bezug arbeiten, haben die leidige Erfahrung gemacht, dass, wenn ein eingereicherter Aufsatz nach drei oder mehr Jahren schließlich erscheint, sich



längst niemand mehr an die Debatte erinnert, in die er eingreifen sollte. Selbst wenn wir Glück haben und ein Aufsatz schnell publiziert wird, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass er sich zunächst hinter einer *paywall* befindet und die Öffentlichkeit auch dann keinen Zugriff auf ihn hat, wenn sie wider Erwarten von ihm Notiz nimmt. Das heißt nicht, dass die klassische Fachzeitschrift oder das *peer-review*-Verfahren keine Berechtigung mehr hätten – für Eingriffe in aktuelle öffentliche Debatten gibt es aber geeignetere Kanäle.

Blogs wie *Geschichte der Gegenwart, L.I.S.A.* oder *Public History Weekly* sind im Gegensatz zu den meisten Fachzeitschriften frei zugänglich und erreichen damit potenziell ein sehr viel größeres Publikum. Wie oft Artikel gelesen werden, wird direkt unter den einzelnen Beiträgen angezeigt. Kommentarfunktionen erlauben den direkten Austausch über das Gelesene. Über soziale Netzwerke lassen sich die Aufsätze zudem leicht verbreiten, mit weiteren Interessierten teilen und weiter diskutieren. Dazu muss man soziale Netzwerke bedienen und verstehen lernen. Angesichts der Alternative, autoritären Kräften das digitale Feld zu überlassen, ist das aber eine Herausforderung, die wir annehmen sollten.

Auch außerhalb des Internets existieren Beispiele für Formate, die erfolgreich einen fruchtbaren Dialog zwischen wissenschaftlicher Forschung und öffentlicher Debatte in Gang setzen, ohne dabei auf kritische Perspektiven und theoretisch anspruchsvolle Forschung zu verzichten. Das Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM) beispielsweise ist seit seiner Gründung einer eingreifenden wissenschaftlichen Praxis verpflichtet.<sup>9</sup> Seine Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind in der Öffentlichkeit aktiv und scheuen auch kontroverse Auseinandersetzungen und Debatten nicht. Das BIM publiziert Untersuchungen und Studien am Puls der Zeit, die breit und prominent rezipiert werden. Das liegt sicher an der Aktualität und politischen Brisanz des Forschungsthemas – es hat aber auch viel mit dem wissenschaftlichen Selbstverständnis und dem ausdrücklichen Willen des Instituts zu tun, politische Debatten kritisch zu begleiten.

Die *Berlin Lecture* des BIM ist ein besonders gelungenes Beispiel für eine eingreifende, kritische Wissenschaft an der Schnittstelle von theoretisch anspruchsvoller Forschung und öffentlicher Diskussion. Bei deren letzter Auflage im Juni 2016 folgte auf einen Abendvortrag des Politikwissenschaftlers Sandro Mezzadra zum Thema Grenzen und Migration eine Podiumsdiskussion. Die Politikerin Simone Peter von Bündnis 90/Die Grünen, die Kulturschaffende Hortensia Völckers und der Journalist Maximilian Popp nahmen dabei Bezug auf den Vortrag und diskutierten dessen Thesen und Erkenntnisse im Kontext ihrer eigenen Arbeitsfelder. Die gesamte Veranstaltung wurde vom BIM aufgezeichnet und anschließend auf Youtube allen den zugänglich gemacht, die nicht vor Ort sein konnten. Veranstaltungen wie die *Berlin Lecture* besorgen kritischer Wissenschaft und ihren Anliegen so nicht nur ein größeres, außeruniversitäres Publikum, sondern tragen auch zur Vernetzung von Wissenschaft, Politik und Medien bei.

## Mischen wir uns ein!

Solche Veranstaltungen und Formate zeigen: Der Spagat zwischen kritischer Forschung und öffentlichkeitswirksamer Darstellung ist möglich und gewinnbringend. Damit er gelingt, müssen wir unsere Vorbehalte gegenüber der Selbstdarstellung überwinden. Gerade wenn wir als Historikerinnen und Historiker mit einem kritischen, auf gesellschaftliche Veränderung

9 Das BIM ist kein primär geschichtswissenschaftliches Institut, aber eines, das historische Perspektiven auf Migration immer wieder in die öffentliche Debatte einbringt.

zielenden Anspruch auftreten, sollte die Vermittlung, Verbreitung und Diskussion unserer Erkenntnisse ein selbstverständlicher Teil unserer Arbeit sein. Was ist schließlich die kritischste Forschung wert, wenn niemand von ihr Notiz nimmt? Angesichts der gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Lage wäre es verantwortungslos, sich aus Bequemlichkeit, Abwehr oder Angst dieser Herausforderung zu verschließen. Die öffentliche Debatte braucht unsere kritischen Stimmen. Denn gerade ihr Wissen um die Vergangenheit erlaubt es der Geschichtsschreibung, über die Gegenwart hinauszudenken und eine andere Zukunft zu entwerfen.